

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Die Berber Nord-Afrikas.

Von Dr. G. Lüdenscheidt.

Ein eigenartiges Völkergemisch befeuert die Staaten und Länder Nordafrikas, besonders aber die hamitischen Berber, die autochthone Bevölkerung dieser Gebiete, die zweifellos (neben den Juden) hier das wesentlichste Kulturelement für eine weitergehende europäische Zivilisation darstellen. Bekennen doch die Franzosen ganz offen, daß die Berber ein Kriegsmaterial darstellen, mit dem man die Welt erobern könnte. Im Afrik haben sich die Berber gegen die Spanier geradezu brillant geschlagen, genau wie die Buren, auch mit derselben Geschicklichkeit. Die Berber, schreibt ein genauer deutscher Kenner von den Berbern Marokkos, die bisher ja nur Jagd und Krieg kennen, von französischen Offizieren geführt, sind wirklich ein großartiges Soldatenmaterial. Jeder einzelne ist ein geborener Partoutführer; bessere Soldaten gibt es in der ganzen Welt nicht. Sie gehen mit Jauchzen in den Tod; denn gerade wie den alten Germanen verspricht auch ihnen ihre Religion das Paradies, wenn sie in der Schlacht fallen.

Wer oder was sind nun eigentlich diese „Berber“, die den nordafrikanischen Ländern den Namen „Barbarenstaaten“ verliehen haben? Zunächst ein Wort über den Namen. „Berber“ ist zweifellos eine Verstümmelung des griechisch-römischen „Barbaros“, barbar, mit welcher Bezeichnung die Griechen und weiterhin die Römer alle fremdsprachigen Völker belegten. Diesen Namen für die Urbewohner fanden die erobernden Araber schon vor; sie selbst benannten die widerstrebenden Bewohner dieser Länderstrecken verächtlich: „Schulu“, d. h. Strolche, herumtreiber. Die Franzosen bezeichnen heute fälschlich besonders die Berber des Atlas als „Rahylen“; dieses (arabische) Wort kennzeichnet nur die nomadische Lebensweise gewisser Stämme und wird denn auch in Marokko von den Arabern häufiger gebraucht. Ziemlich reine Berberstämme sind heute noch im Rif (die sogenannten „Riff-Berber“) im Norden, im Atlas („Berber“) als „Schah“ vom Großen bis Kleinen Atlas.

Schon den alten Ägyptern fielen diese am Mittelmeerrande Afrikas wohnenden Völkerstämme durch ihre hellere Hautfarbe und edlere Gesichtsbildung auf und in ihren Bilderschriften werden sie als „Zehennu“, d. h. die Hellen bezeichnet. Aber der berberische Typus ist doch ein recht schwandender. Topinard fand am häufigsten Individuen mit verlängertem, ovalem Gesicht, vertikalem Profil, hoher, breiter Stirn, starker Zusammenziehung unterhalb der Wadenknochen, schmaler, fein gebauter, stark von der Stirn abgesetzter Nase und kleinen, dicht aneinander, einen Typus, der häufig fallen, strengen Gesichtsausdruck zur Schau trage. Noch ändern ist der vorherrschende Typus durch ein kurzes, ovales Gesicht mit Abplattung in der Wadenknochengegend gekennzeichnet, hat kurze, stumpfe, platte, oft selbst kontante Nase mit breiten Flügeln, kleine Augen, ein rundes Kinn, und häufig ragen die zwei militären, oberen Schneidezähne über die anderen hervor. Wieder andere nennen als vorwiegenden Typus ein rundes, volles Gesicht, spigen Unterkiefer und vorspringende Wadenknochen und halten diesen Typus für den unentwickeltesten. Zur weiteren Kennzeichnung der „Hellen“ wird von manchen Forschern auch angegeben, sie hätten mehrfach blondhaarige Berber mit blauen Augen gesehen.

Wie alle diese Angaben aufzunehmen sind, charakterisiert am besten Lushan. Er schreibt nämlich: Westlich von Ägypten war ganz Nordafrika schon im Altertum von Völkern mit Berbersprachen bewohnt. Auch die heutige Bevölkerung ist da im wesentlichen noch eine berberische; selbst da, wo man in Nordafrika von „Arabern“ spricht, wird man oft genau Leute meinen, die der Rasse, d. h. zunächst ihren körperlichen Eigenschaften nach, fast reine Berber sind. Zwar gibt es Reisende, die überall somalische Unterschiede zwischen wirklichen Berbern und den angeblichen Arabern gefunden zu haben glauben, aber nur zu oft leidet die nähere Untersuchung, daß der Islam und auch die arabische Sprache nur einen ganz oberflächlichen Anstrich bilden unter dem das alte Berberblut sich erst recht rein erhalten hat. Freilich hat schon sehr früh der Islam und mit ihm die arabische Sprache große Teile von Nordafrika wie im Sturm erobert, aber der rohemartige Aufbau

der alten Bevölkerung ist dabei nicht sehr wesentlich verändert worden; die Zahl der arabischen Einwohner war verhältnismäßig klein gewesen. Sehr gering sind unsere Kenntnisse von einer andern Invasion, der Nordafrika ausgeht gewesen ist, der durch blonde Nordeuropäer. Es wird behauptet, daß man noch heute die Nachkommen dieser blaugrünen Eroberer, „überall“, nicht nur nördlich von der Sahara, sondern auch noch unter dem Haussa und Fulbe nachweisen könne, und man begegne, mehrfach in der Literatur Angaben von einem ganz hellen und helläugigen Häuptling oder Fürsten, den ein Reisender im Innern eines halbdunkeln Felses und halbverschleiert gesehen habe. An sich würde das vereinzelte Auftreten nordischer Typen auch im westlichen Sudan durchaus nicht unmöglich sein, aber ehe da nicht ganz authentische und einwandfreie Beobachtungen vorliegen, wird man besser thun, kein allzu großes Gewicht auf die bisherigen Berichte zu legen. Besonders die Lichtscheue, mit der jene helleren Leute in der Regel behaftet zu sein scheinen, erweckt den Verdacht auf Albinismus, also auf einen ganz individuellen und rein pathologischen Pigmentmangel.

Zu den Berbern gehörten im Altertum die Libyer und die Numidier, aber auch die Guanden von Tenise und ebenso die Iberer, die Stammeltern der Vasken. Und es ist möglich, daß Berberelmente sich auch noch weiter östlich als die Burenien nachweisen lassen; die Schädel der Cromagnon-Rasse aus der Renntierzeit Frankreichs lassen sich von den besten Berbertypen kaum unterscheiden, und da zweifellos die Rasse von Cromagnon einen wesentlichen Antheil an dem Aufbau der europäischen Völker hat, erscheint es gegenwärtig nicht ausgeschlossen, daß hamitische Elemente auch in Europa viel verbreiteter sind, als man gemeinlich annimmt, und nicht nur zum Aufbau der mitteländischen, sondern auch zu dem der nordeuropäischen Rasse beigetragen haben.

Ein sehr guter Kenner Marokkos andererseits, Viktor J. Horowitz, Consulargerant in Tanger, sieht in den Berbern dieses Landes eine ausgesprochene Mischrasse.

Der große berberische Volksstamm scheint aus der allmählichen Vereinigung von Urafricancern aus dem Süden, Semiten und Hamiten aus dem Osten und Aeriern aus dem Norden entstanden zu sein. Durch die zahlreichen späteren Einwanderungen und Kreuzungen ist natürlich die Rasse im Laufe der Zeiten bedeutend modifiziert worden. Die vielen blonden und helläugigen Gestalten, die sich noch jetzt unter den Berbern vorfinden, dürften jedoch größtentheils von den gewöhnlich nicht gänzlich von den Griechen betriebenen oder ausgerotteten gemischten Völkerstämmen herrühren, die in den letzten Zeiten der Römerherrschaft nach Nordafrika kamen. Die Blondenen unter der Bevölkerung Nordafrikas verlieren sich indes merklich immer mehr, was durch die stete Vermischung und den Zugang aus dem Süden leicht erklärlich ist.

Der berberische Mauer ist physisch nicht auffallend verschieden vom arabischen Mauer gleicher Kategorie. In der ist der Berber durchschnittlich kräftiger und höher gewachsen, was zum Theil auch von der Lebensweise herrühren mag. Genaue Beobachter finden indes auch andere physische Unterschiede zwischen den beiden Völkerstämmen. Der Araber ist im Gesamttypus mehr proportionierter und feiner angelegt, der Berber mehr plumper und unförmlicher. Namentlich soll dieses an den Extremitäten bemerkbar sein. Daß die Berber vom großen Theil helleres Haar aufweisen, wurde bereits erwähnt. Bei den Arabern kommt dasselbe weit seltener vor, ganz helles fast nie. Die Hautfarbe ist bei den reinen Berbern in erster Jugend ziemlich hell, wird jedoch alsbald durch Klima und Lebensweise gebräunt. Beim Araber kann der unzähligen Variationen halber, von einer bestimmten Hautfarbe überhaupt keine Rede sein.

Häupter und merkwürdig als in physischer Hinsicht ist der Unterschied zwischen Arabern und Berbern in Marokko in geistiger, intellektueller Hinsicht. Der Berber ist schwerfälliger in der Fassungskraft, matter in der Phantasie, härter und roher in der Empfindung, mit weniger Selbstbeherrschung begabt. Beim Berber nähert sich die Behandlung der Frauen weit mehr der europäischen Anschauung, als bei den durch und durch turbanischen Araber. Hinsichtlich der

Keuschheit und Moral bei den Frauen jedoch haben die Berber von der europäischen Anschauung stark abweichende, sehr freie Begriffe, die nicht so sehr wie beim Araber durch die strengen Sühnungen des Koran gezügelt werden.

Die Berberfrauen haben gleich den Männern den gemeinsamen Stammtypus. Minder schön, aber größer und kräftiger als die arabischen Frauen, unterscheiden sie sich auch von der letzten durch stolze Haltung, freieren, trotziger Blick und selbständigeren Auftreten.

Schälen wir aus diesen Berichten das wesentlichste heraus, so ergibt sich, daß der vornehmlichste Unterschied zwischen Berbern und Arabern auf sozialen und kulturellem Gebiete liegt, daß die Araber, als kleine Herrenschicht, gleichsam wie ein dünner Firnis der alten hamitischen Bevölkerung aufliegen, die andererseits mehrfache Mischungen mit nordischen Eroberern und — weit stärker — mit Negern aus dem Sudan und Centralafrika aufweist. Es ist also verfehlt, in den Berbern Abkömmlinge germanischer Völker (der Wandalen u. s. w.) sehen zu wollen; der Wunsch gewisser colonialer Kreise war hier zweifellos der Vater des Gedankens.

Welchen Widerstand übrigens die Berber der Annahme des Islam hier und da entgegensetzten, schildert Genie von den Bergberbern der Maghuda einmal ergötzlich: Noch vor 500 Jahren, heißt es da, als der große arabische Geschichtsschreiber Ibn Chaldun sein Riesenvorhaben, eine Art Weltgeschichte im Tone mittelalterlicher Chroniken, konnten als Stammväter oder engere Stammverwandte fast aller bedeutenden Nationen die Maghuda nennen, die ehesten unter den Berbern, die noch jahrhundertlang der Beherrschung durch die mohammedanischen Eroberer trotzen. Selbst als unter ihren eigenen Stammesangehörigen ein Prophet auftrat, Muhammad bin Tumarit, der der Begründer des bei uns meist Almohaden genannten Herrscherhauses der Muwahhabin werden sollte, machte es ungeheure Schwierigkeiten, die einfachen ungebildeten Naturfinder zu überzeugen und ihnen die nöthigen Heilswahrheiten des Islams beizubringen. In dem merkwürdigen, aus dem 14. Jahrhundert stammenden Buche „Garten der Urkunden und Jahrbücher der Stadt Fes“, das eines der wenigen arabischen Bücher ist, die noch jetzt im Lande vertriehlich sind, wird sehr hübsch erzählt, wie Muhammad bin Tumarit sich abmühen mußte, seinen Landesleuten wenigstens die unumgänglichen arabischen Broden beizubringen. Damit sie die Jaltiba, die erste Sure des Korans, die von den Muslim bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten hergelesen wird, auswendig lernen könnten, tauschte er 25 unter ihnen mit den 25 arabischen Wörtern, woraus der kurze Abschnitt besteht, sagte die wadern Hinterwälder dann in die entsprechende Reihenfolge und verhierte sie. Wie heißt du? wurde der erste gefragt, „el hamdu lillah“ mußte der antworten. Und du? ging die Frage an den zweiten; „rabb“ kam die Antwort. Der dritte hieß „el alamin, der vierte „er rahman“, der fünfte „er rahim“ und so fort, bis jedes Wort der Sure auf einen Mann als Rufname vertheilt war. Dann mußten sie hintereinander ihre neuen Namen auslesen und auf diese Weise, die ein wenig an den ersten Kafarnunterricht erinnert, lernte ihre geistige Elite mit vieler Mühe die wichtigsten Gebete und Koranabschnitte, die nach altem Aberglauben nur in der Ursprache gesprochen werden dürfen. Auch heute halten sich die Maghuda noch fern von den Arabern und den fast zu Arabern gewordenen Maurern, wenn sie jetzt auch deren Sprache angenommen haben, wie die meisten Bergberber.

Die Berber beschäftigen sich vornehmlich mit Industrie (Weberei, Metallarbeit, Weberei), Handel — ein ausgeprägtes Handelsvolk sind die Beni Mzab in Süd-Algerien — und Ackerbau neben Viehzucht, wobei je nach den natürlichen Bedingungen die eine oder andere Beschäftigung überwiegt. Jedem Jünglinge bilian abhold, haben sich die Berberstämme des Innern stets eine gewisse Freiheit zu erhalten getrachtet, und so wissen wir über die meisten auch sehr wenig. Das Leben eines dieser, der Kouras (Kouras), schildert ein deutscher Reisender (Graf Kühnel) sehr trefflich in folgenden prägnanten Sätzen: Die Kouras waren das tüchtige Hirtenvolk, gegen das die Römer ihren harten Grenzwall errichteten, ihm galten die byzantinischen Festungen von Tim-

gad, Genchir, Guessef und Bagoi, an seinem Widerstande drohte die Sache des Islam zu scheitern. Eigenthümlicherweise halten sie sich selbst für reine Römer, nennen sich Abkömmlinge eines „Bourt“ (vielleicht Wandalen?), pflegen mosaische Traditionen und feiern noch heidnische und christliche Feste. Obwohl die Bewohner, die ihre Name angibt, in erster Linie nomadische Hirten waren, veranlagte sie die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Bodenbedingungen doch auch zu festhafter Thätigkeit. Das Gebirge ist völlig bewaldet, nur im Süden, nach der Wüste zu, lahl. Die klimatischen Schwankungen, der heiße Hauch der Wüste einerseits, die kalten Winde des Nordens und die Niederschläge andererseits bringen es mit sich, daß je nach den Höhenlagen Federn und Palmen, Eichen und Delbäume, Steppen- und Ackerland in schneller Folge abwechseln. Das veranlagte die Leute, sich je nach der Jahreszeit verschiedenen Obliegenheiten zu widmen; jeder besaß ein Stückchen Feld, jeder trieb Vieh auf die Weide, jeder kultivirte einige Palmenbäume. Man lebte also bald im Haus, bald unter dem Zelt, bald in der Oase. Die Häuser sind flach und werden nicht von Ziegeln, sondern aus einer Mischung von Kiesel und Lehm erbaut und sind dünn und ärmlich. Eine Eigenthümlichkeit ist der Dorfspeicher, wo die Gemeinde ihr Hob und Gut deponirt, wenn sie in die Weideregion überzieht. Er dient oft zugleich als Festung, wie man überhaupt behauptet ist, den Ort gegen Ueberfälle zu schützen.

Der Einsiedler.

Von Francois de Mon.

Seit mehreren Jahren hatte ich die Jagd im Walde von Krioz gepachtet und verlebte dort im Fortschreiten mit einigen Freunden alljährlich die Jagdzeit.

Die Jagd war gut, bot uns immer wieder die beste Unterhaltung und gewährte uns in jeder Hinsicht Befriedigung. Es waren natürlich keine große Jagden, wie man sie in der Umgegend von Paris veranfaßt, bei denen einem das Wild vor die Augen getrieben wird und man am Abend die Opfer zu Hunderten zählen kann.

Wir mußten alle unsere Sache verstehen und tüchtig zu Fuß sein, um den Hunden oder Wildschweinen folgen zu können, und es verging mancher Tag, ohne daß wir Gelegenheit gehabt hätten, zum Schuß zu kommen. Aber mit welcher Leidenschaftlichkeit unserer Jagden wir trockten. Mit welcher Begeisterung hörten wir auf das Bellen der Hunde! Es schien uns die schönste Musik! Auf das geringste Geräusch achtend, mit geschärftem Auge, die Hand am Abzug der Büchse, so standen wir regungslos, jeden Moment darauf gefaßt, das Wild in unserer Nähe zu sehen.

Während knachte es in den Zweigen; mit schüchternem Fuß kam es daher... Ein Schuß... Halali! — Und gleich kamen die anderen Jäger herbeigelaufen, ein wenig neidisch auf den Glücklichen, der das Wild zur Strecke gebracht hatte. Und die Hunde hürrten außer Atem herbei, mit lang herausgehängter Zunge, und verschlangen ihr Opfer mit den Augen. Das war eine echte Jagd; ein Kriegsgelächel mit seinen unvorhergesehenen Wechseln, Ueberlistungen, Ermüdungen, Enttäuschungen und seinen Triumpfen!

Was für schöne Stunden haben wir hier erlebt! — Was für heitere Abende am Kaminsfeuer bei heissem Punsch folgten diesen Jagden; was für lustige Geschichten wurden zum besten gegeben!

Des Morgens führte unser Weg uns immer an einem einsamen Häuschen vorbei, das einfach und sauber und aus einem schöngepflegten Gärten umgeben war. Und jedesmal sahen wir einen Mann, dessen vornehme Erscheinung sonderbar von der häuerlichen Kleidung abstrich, mit einem Buch in der Hand auf einer Bank sitzen. Er grüßte uns höflich, sprach aber nie mit uns. Dieser einsame Mann erregte unsere Neugierde.

Im Orte konnte man ihn nur unter dem Namen: Herr Mathieu. Er hatte keine Beschäftigung und verkehrte mit niemandem. Wohlhabend machte er wohl sein, denn alle Jahre brachte er dem Gemeindevorsteher eine größere Summe für die Armen im Dorfe. Seine Zeit verbrachte er größtentheils mit Lesen, beherrschte seinen

Garten eigenhändig und machte lange Spaziergänge in den Wald. Wie alt er war, konnte man nicht erkennen. Seine Haare und sein Bart waren schneeweiß, aber das Auge blühte kühl und energisch unter den dichten Brauen hervor, und der Gang war elastisch, wie der eines jüngeren Mannes.

Seit zehn Jahren lebte er in diesem kleinen Häuschen allein mit einer alten Frau, die ihm die Wirtschaft besorgte. Kein Mensch wußte Näheres über ihn; man hielt ihn für einen Sonberling, aber für einen äußerst braven Menschen. Wir Pariser suchten natürlich nach etwas anderem im Leben dieses Einsiedlers, nach einem Roman oder gar nach einem Drama. Wir sprachen viel von ihm, suchten die Leute auszufragen und erfuhren nichts.

Eines Tages, als ich in großer Eile meinen Freunden in den Wald folgte, traf ich Herrn Mathieu auf dem Wege. Ich sprach einige Worte mit ihm und war erstaunt, mit welcher Kenntnis er über die Jagd urtheilte. Ich schlug ihm vor, sich uns anzuschließen, aber er dante verbindlich, mit dem Bemerkten, daß er nie mehr jage, früher jedoch der Jagd leidenschaftlich gehuligt habe. Jetzt brannnte der Wunsch in mir, Näheres über diesen geheimnisvollen Mann zu erfahren, und kurze Zeit darauf erlaubte ich mir sogar, in seinen Garten einzudringen. Ich wurde aus höflichkeit empfangen und in ein mit der größten Eleganz ausgestattetes Arbeitszimmer geführt. Wir unterhielten uns kurze Zeit, und beim Abschied sah er mich, wieder zu kommen. Ich besuchte ihn nun öfter und wir wurden gute Freunde. Nie konnte ich ihn jedoch dazu bewegen, mit mir auf die Jagd zu gehen, und nach dem Grunde seiner Weigerung wagte ich nicht zu fragen.

Im folgenden Herbst galt mein erster Besuch Herrn Mathieu. Ich wurde liebenswürdig aufgenommen und eingeladen, sein Abendbrot mit ihm zu teilen.

Das Esszimmer war vornehm und doch einfach. An den Wänden hingen Waffen jeglicher Art, und dies gab mir Gelegenheit, von meinem Lieblingssthema, der Jagd, zu sprechen. Beim Erzählen bemerkte ich einen eigenartigen Glanz in den Augen meines Freundes, und ich fühlte, daß er mit innerer Leidenschaft meinen Worten lauschte.

Bald wurde auch er gesprächig und erzählte mir manches Jagderlebnis. Da wagte ich endlich die Frage, warum er jetzt nicht mehr jage. Und mit einem traurigen Lächeln, das mir in die Seele schnitt, antwortete er: „Das ist eine unglückliche Geschichte, die ich bis heute niemandem anvertraut habe, denn ich hatte zwingende Gründe, sie geheim zu halten. Jetzt bindet mich nichts mehr, denn die Persönlichkeit, in deren Interesse ich schwieg, ist tot. Ich gehe nicht mehr auf die Jagd, weil ich ein entsetzliches Unglück miterlebt habe. Ein Unglück, so erschreckend, so padernd, daß ich geschworen habe, nie wieder ein Gewehr in die Hand zu nehmen. Fünfundsiebzig Jahre habe ich meinen Schwur gehalten! Haben Sie schon einmal von dem Marquis v. Longepierre gehört? Er wohnte hier ganz in der Nähe auf Schloss Foreen. Er war der liebenswürdigste Mann, den man sich denken konnte, und zur Jagdzeit war sein Haus der Tummelplatz einer lustigen, eleganten Gesellschaft.“

Der Marquis und seine Tochter Diane waren natürlich auf den Jagden die Hauptpersonen. Diane war ein herrliches Geschöpf mit strahlenden, blauen Augen und lockendem Munde. Sie sprach von Wild und Laune und war eine leidenschaftliche Jägerin. War es die Erziehung des Vaters, daß sie die Jagd über alles liebte, oder hatte Diane ihr den Hana dazu als Gabe in die Wiege gelegt? Ich weiß es nicht. Jedenfalls doch sie vorzüglich. Man sagte zwar, sie sei manchmal ein wenig lebhaft und unvorsichtig, aber sie fehlte niemals ein Stück Wild. Das und Reibhühner wukten es nur zu gut! Ein Treibhogen hatte Diane jedoch, trotz ihrer Bitten, noch nicht mitgenommen. Dem Marquis war diese Art, zu jagen, zu gefährlich.

Eines Tages schmeichelte und bat Diane ihren Vater, sie mitzunehmen, und da wir ihre Augen vor alle gierde brennen sahen, hatten wir alle für sie mit, und der Marquis gab, wenn auch ein Widerwillen, nach. Es war ein großes Treiben von anhaltend worden. Man gab Diane die besten Ratschläge, lud ihr Gewehr mit der

größten Sorgfalt und stellte sie unter den Schutz eines vorsichtigen und guten Jägers.

Ich werde den Aufbruch zu jener Jagd nie vergessen. Wir umringten lachend und plaudernd die junge Jägerin, die stolz und triumphierend, schön wie Diana selber, dahinschritt. Fräulein von Longepierre und ihr Führer blieben am Waldrande zurück. Sie konnte auf diese Weise nach allen Seiten hin schießen. Ihr Vater stellte sich dreißig Schritte von ihr entfernt auf.

Damals gab es noch viel Rehe hier. Beim ersten Schreien der Treiber begann das Schießen von allen Seiten und machte die Jäger trunken. Fräulein Diane hatte zuerst kein Glück. Nur einige Hasen, die man an diesem Tage laufen ließ, kamen ihr in Schußweite, so daß das arme Mädchen vor Ungebul mit den Füßen stampfte. Da sprang endlich, gleich einem Blitz, ein Bock über den Weg. Diane legte an, schoß, und er rollte sich in seinem Blute. Berauscht vor Freude hielt sie ihrem Führer das Gewehr hin, und kaum hatte dieser Zeit gehabt, es zu laden, als man ein ganzes Rudel Rehe meldete.

In demselben Augenblick kamen sie aus dem Walde hervor und liefen zwischen dem Marquis und seiner Tochter hindurch. Ich war ganz in der Nähe... ich sah Diane anlegen, ich wollte rufen... aber es war schon zu spät.

Zwei Schüsse trachten, gefolgt von einem Schmerzensschrei. Der Marquis taumelte noch einige Schritte vorwärts, schlug mit den Armen in die Luft und sank, zu Tode getroffen, zu Boden.

Die Kugel war mitten durchs Herz gegangen... Er war tot!

Ich kann die Scene, die nun folgte, nicht beschreiben. Alle Jäger waren herbeigeeilt und bemühten sich, die einen um den Toten, die anderen um Diane von Longepierre. Welch wie ein Gespenst, drohend, mit schrecklichem Ausdruck im Blick richtete sie sich in die Höhe und rief mit schneidender, gellender Stimme: „Wer hat das getan?“

Keine Antwort erfolgte; als sie aber ihre Frage mit müder, gleichgültiger Stimme wiederholte, da trat ihr Führer, noch bleicher als sie, vor und erklärte sich für schuldig.

Diane sprach kein Wort; mit flammenden Augen stredte sie dem Schuldigen wie abwesend, beide Hände entgegen, dann wandte sie ihm verächtlich den Blick. — Der Schuldige hat sich vollständig von aller Welt zurückgezogen. Er war Offizier, verzichtete auf seine Karriere, die glänzend zu werden versprach, und nahm einen anderen Namen an. Es war ihm schrecklich, daß man, sobald man ihn sah oder seinen Namen aussprach, sich aufklärte: „Der hat den Marquis von Longepierre erschossen!“

Seit der Zeit sind viele Jahre verfloßen; er kennt keinen Menschen mehr, und niemand kümmert sich um ihn. In der Nähe des Ortes, an dem das Unglück passirt ist, hat er ein einsames, stilles Leben geführt, erfüllt von der Erinnerung, aber frei von Selbstvorwürfen und Gewissensbissen... denn er war unschuldig! Fräulein Diane, die später den Baron von Vandreuil heiratete, ist vor einiger Zeit gestorben. Jetzt kann ich die Wahrheit sagen; sie selbst hat ihren Vater erschossen!

Ihr Begleiter hatte überhaupt keinen Schuß getan. Aber in dem entsetzlichen Augenblick war er sich bewußt, daß die ganze Erziehung des jungen, schönen Mädchens gebrochen sein würde, wenn sie die Wahrheit erführe. Er zog vor, ihr seine Erbsenzu opfern und... hat es nicht bereut!

Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß mein Wirt der Märtnere war, und ich fragte ihn nach den Motiven, die ihn veranlassen konnten, die schredliche Schuld auf sich zu nehmen. — Da lag eine leichte Nöte in die gebräunten Wangen meines Freundes, und er sagte leise wie verträumt: „Ich liebte Diane von Longepierre. Ihre Ruhe und ihr Glück waren mir mehr wert, als mein Leben und meine Karriere!“

— Umschrieben... Vor allen Anderen zeichnete sich durch klare, deutliche Aussprache der Souffleur aus.“

— Verschlungenen Wada. Sie: „Neu! Dich, Kuno, Papa ist gegen unsere Verlobung!“ Er: „Ja, erlaube, da soll ich mich freuen!“ Sie: „Natürlich! Es geschieht ja doch, was die Mama will — und die will immer das Gegenteil vom Papa!“